Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 19. Juli | 1921 / Nr. 156

Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von

Liesbet Dill.

26. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Was ist denn los?“ fragte Herwegh den Polizisten. Dieser bog sich zum Wagenfenster hinaus. „Der Kaiser ist eben angekommen.“

In demselben Augenblick hielt der Wagen und Herwegh erblickte ein Schaufenster mit blinkenden Instrumenten. Ein Lichtstrahl glänzte in seiner Seele auf. Musikalien ... Er öffnete den Schlag, sprang heraus, stürmte die Treppe hinauf an dem verdutzten Stolzenberg vorüber, riß eine Geige von der Wand, rief Stolzenberg ein paar Worte zu und sprang in den Wagen zurück.

Das war so schnell geschehen, daß der Beamte es erst merkte, als der Anwalt ihm mit seiner Geige im Arm wieder gegenüberfaß.

*

Der Herweghsche Zusammenbruch hatte die ganze Stadt in Bewegung versetzt. Die Kellner erzählten es den Stammgästen, die Bademeister ihren Patienten, und es war nicht ein Briefbote, ein Schreiber, ein Gerichtsdiener oder ein Schutzmann, der nicht kopfschüttelnd sein Urteil abgab. „Und es war unser bester Verteidiger, den hätten Sie mal hören sollen. Alle Kollegen waren neidisch auf ihn.“

Die Klienten und Gläubiger stürmten das Bureau. Sie verlangten ihre Gelder zurück. Die Wohnung im ersten Stockwerk war wochenlang der Schauplatz erregter Auftritte zwischen Gläubigern und Gerichtsbeamten.

In seinem mit Säcken vollgepfropften Hinterzimmer machte Goldenberg dem schönen Lutz eine Szene.

„Von Ihnen hab' ich ja nie etwas anderes erwartet, aber auf Ihren Bruder hätte ich Häuser gebaut. Jetzt kann ich sehen, wie ich mein Geld wiederkrieg'. Ich kann's mir aus den Fingern saugen. Sorgen Sie nur, daß es erscheint, Sie wissen ja, wie man das macht. In der Metropole sind neue Aktienbriefen eingetroffen. Bis zum Herbst muß das in Ordnung sein.“

Mit seiner Verlobung war es nichts. Aber Lutz wartete nicht erst, bis ihm die geborene Oppenheim den blauen Brief schickte, sondern er setzte seiner Verlobten in einem elegant geschriebenen Brief auseinander, daß er „um meines Bruders willen“ auf sein Glück verzichten müsse.

Die blonde Oberstentochter war darüber so unglücklich, daß sie nach Aegypten reiste.

Er wollte seinen Bruder aufsuchen. Aber der General hielt ihn zurück. „Nee, mein Junge, das lassen Sie mal lieber. Sie tragen Uniform und man weiß noch nicht, was bei der Geschichte herauskommen wird.“

Frau von Herwegh war gebrochen. Sie wollte niemand sehen und nichts hören. Sie weinte, sobald jemand Ernsts Namen aussprach.

Und jeder sprach jetzt von ihm.

Trina ging mit rotgeweinten Augen im Hause umher, sie hatte immer so große Stücke auf Herrn Ernst gehalten, er hatte kürzlich erst „ihrer Tant“ aus einer großen Bedrängnis geholfen, in die eine Hebamme dank ihres heiklen Metiers zuweilen geriet.

Frau Kollin mußte Tag und Nach die Vorwürfe ihres Mannes über sich ergehen lassen, weil sie ihn überredet hatte, Grete einen Juristen heiraten zu lassen, statt diesen Vetter in Rüdesheim, der ein Schloß am Rhein besaß und ein Geschäft, das Millionen einbrachte. Hatte man dafür sein Liebtag geschuftet, um das Geld einem Manne in den Rachen zu stecken, der es zu nichts besserem brachte wie zu einem der Strohmatten flocht?

„Ja, hättest du den Rüdesheimer Karl geheiratet,“ sagte die gute Großmama, „da wußte man, was man hatte, oder in Gottesnamen den altkatholischen Forstreferendar, er kannte ja übertreten, die Zarin hat es auch gemacht.“

Die arme Grete, von allen Seiten bedrängt, wagte sich kaum noch unter die Menschen.

Sie war zu ihren Eltern übergesiedelt. Solange die Verhandlungen über die Betrügereien ihres Mannes schwebten, wollte sie nichts mit ihm zu tun haben. Die Schmach lastete schwer auf ihr, sie wurde ganz mager. Die Hausknechte machten einen weiten Bogen um Herrn Follin wenn er im Hof erschien mit seinem zerzausten Knebelbart und die Gemahlin sagte des Abends, wenn sie ihre Haube aufsetzte: „Siehst du, Anton, ich hab's dir immer gesagt, die Schreibtischgeschichte damals war mir schon nie geheuer.“

Von diesem Schreibtischdiebstahl sprach auf einmal alles in der Mainzer Straße. Er war lange wie in einer Versenkung verschwunden gewesen, jetzt steckten die Dienstboten die Köpfe zusammen auf den Treppen, man mußte sie immer suchen und auseinanderscheuchen, im Whistkränzchen fanden hitzige Debatten statt.

Nur Fräulein Schmidt blieb wie ein Fels in diesem brandenden Meer von Nachreden hart und trotzig und sagte barsch: „Ich glaub' nit an seine Schuld, und wenn sie ihn hängen.“ Sie hatte sich im Kränzchen mit sämtlichen Damen deshalb verfeindet, besonders aber mit der Eichacker, deren Schwiegersohn sie einen Tugendbolzen genannt und am nächsten Donnerstag im Troubadour waren die Parkettplätze in der dritten Reihe des Königlichen Opernhauses zum ersten Male seit zehn Tagen leer.

Jeden Abend, wenn Fräulein Schmidt ihre Lampe löschte, lag sie noch lange wach und sah im Dunkeln Ernsts vollgepfropfte Wandschränke, aus denen die Staatsanwaltschaft jetzt die Beweise hervorholte, und sah ihren armen Jungen droben in seiner kalten engen Zelle sitzen, von allen verlassen.

Eine wahre Wut hatte sie auf den verruchten Gimpel, der sich aus dem Staub gemacht hatte, samt seiner zweifelhaften Frau.

Mit dem Schreibtischdiebstahl war auch wieder der Smaragd lebendig geworden, er funkelte an allen Kaffeetischen.

„Glaubt ihr mir's jetzt, daß ich es nicht war?“ triumphierte Grete.

Der Verdacht war doch auf ihr hängen geblieben.

In Eppenhausen legten die Arbeiter die Arbeit nieder. Man hatte ihnen die Löhne nur zur Hälfte auszahlen können und der Anwalt kam nicht, sie zu besänftigen.

Die Neubauten hatten soviel Geld verschlungen, daß nur Schulden vorhanden waren, die Aktien waren von hundertzwanzig auf siebenundsiebzig gesunken, und jedermann bot die seinen erschrocken zum Verkauf an.

Die Ueberzeugungskünste der Direktoren verhallten unangehört.

Nach ihrem Geld schrien die Betrogenen. Sie wollten sich nicht hinhalten lassen und vertrösten auf die neue Bahn.

Die Bauleute brachten ihre Rechnungen und verlangten Geld, die Bahnverwaltung stellte ihre Forderungen, die Beamten verlangten Auszahlung ihrer Gehälter, um sich nach neuen Stellungen umzusehen und die Banken weigerten sich, neue Kredite zu geben. Die großen Ringöfen standen leblos auf freiem Feld, sie rauchten nicht mehr, und die frisch gestrichenen neuen Güterwagen, die zwischen den beiden Fabriken die Verbindung aufnehmen sollten, rosteten auf den blanken Schienen. Die Direktoren waren machtlos diesem Ansturm gegenüber.

Es war wie ein Wolkenbruch, der sich auf ein blühendes Land entlädt und alles zusammenschlägt, was gestern noch in der Sonne geglänzt.

Auch Herbert war von dem Schlag schwer betroffen.

Es war jetzt peinlich, Herwegh zu heißen, die Lehrer machten so erhabene Gesichter und der Direktor ließ ihn ins Konferenzzimmer rufen. „Hören Sie, Herwegh, wenn Sie im Herbst wieder sitzen bleiben, wie mir scheint, dann werden Sie geschwenkt. Verlassen Sie sich darauf.“ Die Tonart kannte er, denn es war nicht das erste Gymnasium, das er drückte. Zweitens blieb jetzt das money aus, das ein Gentleman so dringend braucht, und schließlich tat ihm „unser Ernst“ sehr leid, denn es war so ein guter Kerl.

*

Während jeder aus dem Zusammenbruch in der Kochbrunnenstraße das Seinige zu retten suchte, fanden oben im Gefängnis täglich Verhöre statt. Man legte Ernst Aktenstöße und Kontobücher vor, von deren Eintragungen er nichts wußte, denn Gimpel hatte sie geführt. Er sollte angeben, wo die ihm von den Witwen anvertrauten Summen hinverschwunden wären. Aber sie waren fort, wahrscheinlich hatte sie Gimpel mitgenommen auf seine Reise. Warum hatte er diese wichtigen Sachen einem Manne überlassen, von dem er nichts wußte, als daß er Renne Gimpel hieß?

Hatte er nicht gewußt, daß dieser Mann einmal wegen Wechselfälschung gesessen hatte? Es war schon achtzehn Jahre her und in Straßburg hatte Gimpel seine Strafe verbüßt. Es stand zwar zwischen dem rechten Rheinufer und dem Elsaß eine fast unübersehbare Mauer, aber Gimpel hatte doch Papiere besessen ... Und Herwegh gestand, daß er dies allerdings gewußt, er hatte den Mann trotzdem genommen, weil er an die Besserungsfähigkeit der Menschen glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Festspiel.

Von

Richard Rieß.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin schon in jungen Jahren ein höchst begabter Mensch gewesen. Als aber in der Morgenzeitung mein erster Bericht über den Kongreß mittelschlesischer Kaffeesieder erschienen war, da wurde ich auch zu einem verrühmten. Was Wunder also, daß nur ich als der geeignete Mann erschien, das Festspiel zu dichten, als Laura Schmidt ihre Hochzeit mit Hermann Maier zu feiern im Begriffe stand. Voller Stolz übermittelte mir meine gute Mutter den Auftrag. Sie hatte Frau Schmidt auf der Straße getroffen und fühlte sich durch den Antrag geehrt.

In dieser Zeit hatte ich gerade die zartesten Beziehungen zu einem jungen Mädchen aus der Hutbranche, und die siebzehn Mark achtzig, die ich Taschengeld bezog, reichten nicht recht für ein standesgemäßes Auskommen. Ich hatte daher nicht sehr viel Interesse an ehrenvollen aber uneinträglichen Aufträgen, wenn es mich natürlich auch lockte, Lauras Reize zu besingen und aus der Tatsache, daß Mutter Maier die Geheimnisse des Telephonierens noch immer nicht beherrschte, ein Couplet zu machen. — Ich befand mich in einer peinlichen Situation. Ich konnte bei den guten Beziehungen, die meine Mutter mit Frau Maier und Mutter Schmidt verbanden, unmöglich kalt ablehnen; ebenso wenig aber traute ich mich, mit pekuniären Ansprüchen hervorzutreten. Denn ich wußte, daß Frau Schmidt dem Grundsatz huldigte, Kunst müßte durch Freiplätze, wenn es sich um öffentliche, durch Schinkenbrödchen, wenn es sich um private Darbietungen handelte, entschuldigt werden.

Da war ich nun in einem furchtbaren Dilemma, und ich wäre noch heut' darin, obwohl die jungen Eheleute inzwischen ihr sechstes Kind bekommen haben, wenn mir nicht, zur rechten Zeit mein Freund Ferdinand eingefallen wäre, Ferdinand Jeremias Hagemann; der Expressionist und Vortragskünstler. Ich ging zu ihm und sagte: „Ferdinand, du mußt ein Festspiel dichten.“ Ferdinand sah mich an, als zweifelte er ein wenig an meinem Verstande. „Ich bin zwar imstande, die Reize der aufgehenden Sonne zu besingen, aber nicht die Spießbürgergewohnheiten eines x-beliebigen Herrn Maier.“ „Es handelt sich,“ so antwortete ich, „nicht um einen x-beliebigen, sondern um den Herrn Hermann Maier. Im übrigen wird das Festspiel, das du dichten sollst, dir von mir fix und fertig geliefert werden. Du bist sozusagen der vorgeschobene Dichter. Du forderst zweihundert Mark und behältst fünfzig für deine Mühe. Einverstanden?“

Das leuchtete meinem Freunde ein, und er fand sich zur richtigen Stunde ein, um seinem Auftraggeber vorgestellt zu werden.

„Ich hätte zwar lieber eine Arbeit von Ihnen,“ sagte Frau Schmidt zu mir. „Aber wenn es sein muß, dann soll es uns auf die zweihundert Mark auch nicht ankommen,“ fuhr sie, zu Ferdinand gewandt fort. „Sie dürfen nur nicht vergessen, daß mein Mann stets Freitags Skat spielt und immer verliert. Das ist so lustig. Das muß in das Stück hineinkommen! Außerdem wünsche ich eine extragroße Rolle für meine Else und eine winzige für Lenchen Maier. Die Pute bildet sich ohnehin genug ein. Sind Sie im Bilde?“

Ferdinand sah mich sehr unglücklich an. Als ich nickte, sagte er: Ja! Was das Bild beträfe, so wäre er darin!

Wir gingen, und ich setzte mich alsbald hin und schrieb das Festspiel. Mit eigener Hand wurde es von mir zu Papier gebracht, und als ich es fertig hatte, begab ich mich zu Ferdinand. Der fragte: „Wie weit bist du mit meinem Festspiel? Sieh gefälligst zu, daß ich fleißiger bin. Ich brauche Geld.“

Ich übergab ihm das abgeschlossene Manuskript und bedeutete ihm, es wäre mit Schmidts bereits ausgemacht: Heute nachmittag würde die Vorlesung des Stückes stattfinden.

Am Nachmittage waren alle versammelt, welche zu dem Bau gehörten. All die begabten Kusinen, die eleganten Bettern, Frau Schmidt und Frau Maier. Wir saßen vor dem Auditorium, und Ferdinand las. D. h. — er stotterte. Er konnte meine Schrift nämlich absolut nicht entziffern.

„Vielleicht erzählen Sie uns mal erst den Gang der Handlung, damit wir alles besser verstehen,“ schlug Mutter Schmidt vor. Ferdinand warf mir seinen wütendsten Blick zu. Dann trat er mich. Schnell rettete ich die Situation. „Mein Freund Ferdinand ist zwar ein guter Dichter, aber ein spottschlechter Redner. Das hat er mit seinem Kollegen Schiller gemein. Da ich sein vortreffliches Festspiel kenne, so darf vielleicht ich' . . .“ Und dann erzählte ich der Zuhörerschaft und dem staunenden Ferdinand den Gang der Handlung in Ferdinands Festspiel.

O du tristes Mannsbild, du Ferdinand du! Hättest du dir dein Manuskript nicht zu Hause erst mal durchlesen können? Nun zerhackt dein mißgewachenes Organ alle meine schönen Verse. Jeder Schüttelreim wird verpatzt. Aus der Tante Emilie wird eine Tante Sidonie (und dazu ist die ganze Familie Maier mit der Trägerinn dieses Namens tödlich verkracht!) die sechzehnjährige Kusine Klärchen wird zu einer sechzigjährigen Ku — ohne sine, und als der schöne Vers kommt: Gern schießt der Onkel Otto Schmidt das Wild, das unseres Bauchs Profit, da — stellt euch das einmal vor — da macht Ferdinand aus dem „schießt“ ein „schiebt“ und entlarvt den braven, rechtlichen Onkel Otto als gemeinen Lebensmittelschieber. Es ist nur recht und billig, daß Klärchen, seine Tochter, dagegen protestierte und bat, diese Stelle zu streichen. Und doch — der Eindruck des Festspieles war ganz hervorragend. Ich pries Ferdinands Leistung in allen Tonarten und verpflichtete mich schließlich zu der Behauptung, daß auch ich in eigener Person es nicht hätte besser machen können.

Ferdinand verbeugte sich vor dem Applaus und ging heim. Das Manuskript kam in ein Schreibbüro, die Rollen wurden herausgeschrieben und den unterschiedlichen Darstellern zugesandt.

Ein paar Tage später besuchte mich Ferdinand und übergab mir meine hundertfünfzig Mark. Und dabei jammerte er kläglich. Er ließe sich das nicht länger bieten. Seine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210719022/fragment/page=0001

Wohnung wäre weder ein Zirkus noch eine Theateragentur. Ein Jung-Mädchen-Pensionat aber erst gar nicht. Seit er das von mir gedichtete Festspiel „versagt" hätte, ginge den ganzen Tag die Türklingel. Alle Darstellerinnen kämen, auf daß ihre Rolle geändert würden. Klärchen wollte mehr singen und Else Schmidts Rolle wäre nicht wirkungsvoll genug. Lenchen Majer möchte nur in ihrem Samtkleidchen auftreten, und Franz hätte es sich in den Kopf gesetzt, einen Detektiv zu mimen. „Ja zum Teufel, warum hast du denn mein Stück nicht besser gemacht??"

Ferdinand erklärte mir noch, er änderte natürlich keine Silbe. Er hätte sich den Petenten gegenüber in diesem Sinne geäußert. Das Stück wäre vorgelesen und genehmigt worden. Damit basta! Ferdinand ging. Kurz darauf tat die Gangglocke ein gleiches. Frau Schmidt kam und war in höchster Erregung. Dieser Festdichter wäre der unfähigste Mensch, der ihr je vorgekommen wäre. Und sie verstände doch sicher etwas von der Literatur. Wo ihr Hugo schon als Quartaner bei allen Schulfeiern hätte vortragen müssen . . . Sie bedauerte ungeheuer, daß nicht ich selber das Festspiel verfaßt hätte. Die zweihundert Mark — übrigens wäre dieser Preis eine Un—ver—schämt—heit!!! — wären zum Fenster herausgeworfen, und ich sollte doch nur die einzige Liebenswürdigkeit haben, das Stück ein wenig durchzusehen und ein paar Witze hineinzubringen und die Rollen etwas zurechtzustutzen . . . Denn da wäre nicht die Spur von Poesie drinnen — ein bißchen gemütvoller zu machen.

Was sollte ich tun? Ich setzte mich vor den Schreibtisch und handelte nach den Wünschen der wackeren Frau Schmidt.

Sie war entzückt, als ich das Manuskript abgab. Die Mitwirkenden waren versammelt und bestaunten ihre Rollen. Sie umringten mich und spendeten Applaus. Frau Schmidt aber trat vor mich hin und sprach:

„Verzeihen Sie, aber Ihr Freund Ferdinand ist ein Ignorant. Ich habe sofort den Eindruck gehabt. An Ihren Verbesserungen aber erkennt man die Hand des Genies. Daß das Stück jetzt wirklich ausgezeichnet ist, das danken wir allein Ihnen. Wie schön aber wäre es geworden, wenn Sie uns seinen Korb gegeben und das Werk ganz und gar selbst verfaßt hätten . . . . ?"

Ich konnte nur ergriffen nicken.

Einfälle.

Von

Julius Kreis.

Nachdruck verboten.

Auch in der Literatur gibt es gewisse landwirtschaftliche Prinzipien: Soll das Lesefutter für den Ochsen, der da weidet, schmackhaft sein, so bedingt es viel Mist.

*

Zur Abstammungslehre.

Es gab unter den Affen eine Richtung, die behauptete, der Affe stamme vom Kulturmenschen ab. Die Gegner dieser Theorie verneinten entrüstet alle Berührungspunkte zwischen Affen und Kulturmenschen. Bis endlich der Vorkämpfer der Abstammungstheorie unter den Affen das wichtige Bindeglied zwischen dem Kulturmenschen und Affen nachwies: Den Snob.

*

Frösche werden es dem Adler immer als Hochmut auslegen, daß er sich im Sumpfe nicht wohl fühlt.

*

Fabel.

Was halten Sie eigentlich von Tierfabeln, fragte ein junger Kauz den alten Uhu. Unsinn, sagte der, da lassen uns die Menschen in diesen Fabeln reden.

Genau dasselbe, als wenn wir Fabeln über die Menschen machten und sie darin denken ließen.

*

Hol' dich der Teufel! Ach, dieser fromme Wunsch geht nie mehr in Erfüllung. Der Teufel hat anderes zu tun. Seit er weiß, daß er ein markantes Profil hat, studiert er unablässig das Buch: Wie werde ich Kinoschauspieler?

*

Der letzte Professor X: Wenn er den Stein der Weisen fände, er würde ihn als Busennadel tragen.

*

Es bildet ein Talent sich in der Stille . . . Quatsch! sagte der Bombardonbläser.

*

Im Wein liegt Wahrheit — die beste Propaganda für Antialkoholvereine.

*

Die Gerade ist der kürzeste Weg . . .? Nein, sagte der Streber, die Krumme ists.

*

Der Mensch denkt, Gott lenkt? . . . Gott lenkt, wenn der Mensch denkt.

Dresdener Theater.

Von

M. Brocksieker-Schön.

(Nachdruck verboten.)

August Stramm — Wiener Burgtheater — Hermine Körner und Bernard Shaw — Operette.

Wohl der linksradikalste und gewagteste Versuch, den bisher die Dresdener Staatsbühne und auch die expressionistische Dramatik unternommen, bildete die Uraufführung der beiden nachgelassenen Einakter August Stramms „Die Heidebraut" und „Das Erwachen". Womit Stramm, der als starke Hoffnung angesehen wurde und vielleicht zu früh gestorben ist, zu überzeugen vermag, ist eine gewisse Stil-Genialität und impulsive Theatergeste, aber an eine eigentliche künstlerische Entwicklung kann man in dieser Richtung nicht glauben. Sie führt auf einen Weg, in dem die Kunst nur zu formlosen Ballungen und Rudimenten verdunsiert. Das darf man aussprechen, ohne als rückschrittlich oder unregbiel zu gelten. Natürlicher wirkt das Stammeln, die Primitivität des Durchführens in der „Heidebraut", die das seelische Erlebnis aus der Natur, der Puszta-Wildnis, herauswachsen läßt, während im „Erwachen", einem höchstexplosiven, grell umleuchteten Revolutionsdramolet von bolschewistischer Heftigkeit der Mangel an Durchführung, des Verspinnens und Gliederns zu fühlbar wird. Gewiß, innerhalb des Expressionismus mochte Stramm eine der stärksten intuitiven Begabungen sein, aber mehr als ein Anreger, ein Taster ist er auch nicht, wie die ganze Richtung, die sich am Ende in Reflexen erschöpft. Eine Opposition, wie sie diesmal aufsichte, hat das Schauspielhaus noch nicht erlebt und sie scheint auch den Gesetzen des guten Geschmacks zu widersprechen. Und das trotz der glänzenden schauspielerischen Umkleidung durch unsere Dresdener Schauspieler (Verden, Leitner, Dirmoser), die die zerbröckelnde und unpolierte Fassade der Dramen wahrhaft mitschöpferisch glaubhaft zu machen suchten.

Zurzeit gastiert, als Beginn einer deutschen Tournee, das Wiener Burgtheater mit Albert Heine, Georg Reimers, der Bleibtreu und der Wilbrandt-Baudius im Schauspielhaus. Ein interessantes Gastspiel, um zu vergleichen und an einer berühmten, trotz ihrer leichten historischen Patina immer noch führenden Schauspielkultur zu messen. Die Dresdener Staatsbühne braucht den Vergleich nicht zu scheuen. Die Kultur des Ensemblespiels, die Finesse der künstlerischen Durchleuchtung, die Abtönung der französischen Dynamik atmet gleiche Art. Es führt als reichsdeutsche Uraufführung ein Stück von Molnar „Der Schwan" ein, eine dankbare Sache, wie es sich von Molnar, dem erprobten und eleganten, ungarisch wurzelnden Romanzier der Bühne erwarten läßt, aber leider auch eine recht oberflächliche, mit bedenklicher Nähe zu Meyer-Förster und Lebarschen Operettenlibrettis, die zuweilen auch nicht unübel, nur allzu Eichtruthhaft, sind. Wo nähme nicht stets das breite Publikum mit Vergnügen das Serenissimus-Milieu, mit seinem Unterton von Parodie, der Gelegenheit zur Entfaltung angenehmen zeremoniösen Glanzes, hin, das Schicksal schöner Prinzessinnen, die ihrer Herzensneigung widerstehen sollen, den jugendlichen Liebhaber, der mit allem Glanz unverfälschter Natur die Konvention ins Wanken bringt. Zugestanden selbst, daß Molnar Niveau zu halten sucht und die Fabel sophistisch-psychologisch, mit hübschen episodischen und milieubildenden Arabesken ausziert — es fehlte ihm ja nie an Bühnengeist —; das ganze Dramolet bleibt verfänglich, mehr ein Vergnügen des Witzes und des Augenblicks. Legeres Spiel mit Bühnenmöglichkeiten. Im Grunde ewige Wiederkehr des Gleichen, dramatische Seelenwanderung über Blumenthal, Koppel-Ellfeld, Sardou und, wie gesagt, durch stoffliche Nähe auch Meyer-Förster, Anklammerung ans Publikum, mit etwas individuellem Zuckerguß und Stilisierung; Handwerklichkeit, wenn auch anständige und kultivierte (obgleich etwas dünner als beim früheren Molnar, der noch mit Versprechungen begann). Molnars Bühnengeschick und die Fähigkeit der Burgtheaterkünstler, auch dünnes Gewebe zu kostbarem Wurf zu bringen, trugen schließlich den Sieg davon. Man schied angenehm unterhalten, aber auch etwas enttäuscht. Wir fürchten, daß das Burgtheater mit seiner Eignung für prachtvolle Musik und Rhythmik des Darstellerischen im Ende mit diesem Stück sich der besten Gastspielmöglichkeiten und -Wirkungen begeben wird.

Im Alberttheater, der früheren königlichen Bühne, jetzt in privaten Händen, war ein adäquates Ereignis, aber im Gegensatz durch rein soliistische Bedeutung faszinierend: Das Gastspiel Hermine Körner, der Schauspieldirektorin aus München, die die Dresdener von Zeit zu Zeit an der einstigen affärenrechen Stätte ihres Wirkens im Frohgefühl freigewordener Individualität aufsucht. Eleganz und Modulationsfähigkeit des Spiels, zu virtuoser Persönlichkeitswirkung gesteigert, sind hier die Basis des Applauses. Zwei Einakter von Shaw dabei zur Erstaufführung: „Die große Katharina", drei Szenen aus dem russischen Hofleben des 18. Jahrhunderts, wieder eine der glänzenden historischen Studien Shaws, die die Staatsaktion zur menschlichen Komödie verdünnt, die bedeutende Persönlichkeit zugleich in ihrer nicht minder bedeutenden — Menschlichkeit enthüllt. Daß es dabei, mit oft meisterlicher kühler Hoßartischer Entfaserung, nicht ohne Seitenhiebe auf englische Verstandsmonotie und Eingleisigkeit, abgeht, ist selbstverständlich. Und das besonders Geistvolle, daß Shaw auf allen billigen Memoiren-Klatsch und romanhaften dekorativen Geschichtsaufputz verzichtet und einfach Episoden ohne „Handlung", ohne Weltgeschichts-allüren gibt. Noch stärker, diese realistische Ironisierung, mit anderer Zielscheibe, in dem Einakter „Eine musikalische Kur", den er selbst einen „einaktigen Unsinn" nennt, ein psychologisches Konversationspasquill, leicht hingebauscht, nicht verletzend, aber voller Schärfen (die den Engländer wieder am meisten ärgern müssen), sehr dünn, aber mit scharfem Stift gezeichnet. Die weltberühmte Pianistin Strega Thumbridge bezaubert den jungen amusisch und dilettantisch veranlagten Lord-Unterstaatssekretär und vice versa, im Austausch zuerst recht widerwillig hingenommener Musikgenüsse, auf einem ergötzlichen Umweg über Kitsch und Klassik, Gassenhauer und Beethoven, von Ziehharmonika und Klavier. Zugleich eine Gelegenheit für Shaw, seine nicht alltägliche Liebe und Kennerschaft der Musik ornamental-aphoristisch in seinen dramatischen Witz zu verflechten. Nur schade, daß das Alberttheater, das zwischen Kunstbemühung und Publikumsliebedienerei zu voltigieren gezwungen ist, solche Bühnenkostbarkeiten und auch zugleich -Dankbarkeiten, deren es natürlich noch viel stärkere und aufführungsbedürftigere gibt, erst zum Schluß der Saison bringt. Da können sie die Bilanz und das Vertrauen zur aufwärtsstrebenden Qualität nicht mehr wesentlich beeinflussen. Nur Zukunftshoffnungen wecken sie bestenfalls, und man würde sich freuen, wenn die nächste Saison, die mit einem ziemlich umfangreichen neuen Fundus des Bühnenkörpers beginnen wird, einmal die Möglichkeiten, die in dem gutgeleiteten Theater selbst und seiner lokal-künstlerischen Bedeutung als einzigen freistehenden Qualitätsbühne, als Versuchsbühne im besten schöpferischen Sinne ruhen, voll erfüllen wird.

Auch das Centraltheater, das während des Winters die moderne Operette pflegt, gibt in den Sommermonaten Schauspiel, wenn auch natürlich seiner Tendenz getreu leichte, unverbindliche Ware. Es ist noch nachzutragen, daß man zuletzt die „Scheidungsreise" von Hugo Hirsch gab, die sich in der Hauptsache durch einen gutgewählten — Titel auszeichnet und sonst noch den Vorzug hat, den populärsten Gassenhauer des letzten Jahrzehnts auf dem Gewissen zu haben. Aber moderne Operette, daran scheitern alle gutgemeinten Vorhaltungen, gehört nun einmal heute mehr denn je, in das Gebiet der panem et circenses. Hier bleibt es einzig dem Darsteller überlassen, etwas Niveau in das Ganze zu bringen, wenn ihn der Komponist oder der Textdichter gedankenlos im Stich läßt. Aber weshalb merkt man, worauf es auch ankommt, so wenig Sinn für gesangliche Kultur oder wenigstens -Bemühung, während es im Schauspielerischen auf Temperament, Bühnenschneid und den Künsten der Charakteristik meistens gut bestellt ist? Der Komponist der modernen Operette sucht immerhin zuweilen einige Schönheitspflästerchen und dekorative Floskeln aus der opera comique oder gar dem Zauberkrokor der modernen Musik anzubringen, aber der Sänger, der sich immer nur für das Hanbbare, das Dekorative, und nicht für das Niveau seiner Rolle interessiert, bleibt im Schlager- und Tanzjargon. Dies nebenbei, aber es drängt sich auf, wenn man im übrigen so gute und den Sinn der Operette treffende Aufführungen sieht. Er kann von zwei Darstellern des Centraltheaters lernen, die jeder für sich eine Ausnahme bilden, im Gesanglichen Otto Marle, der diesen meist imaginären und wohl überflüssigen Begriff Operetten-Bel canto kennt, und nicht irgendwelche regiatorischen Unbestimmtheiten unterzuschieben sucht, im Ausgestaltenden, im Geschmack Josephine Ritzinger, die nicht umsonst von den Brettern, die die wirkliche Welt bedeuten, d. h. der Oper ausging. Aber letztere sagt dem Theaterleben, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß es besser für den Mimen ist, sich beizeiten zurückzuziehen, als allmählich Anspielungen und ungern gehörten Vergleichen ausgesetzt zu sein, Valet. Nun mag es schwer sein, die Lücke auszufüllen. Vielleicht findet sich unter den jungen Anwärtern, die heute nach der noch immer recht hoch bewerteten Starwürde streben und unter gutem Vorbild wirkten, der jungen Friedel Dann, einer temperamentvollen, schicken Person, der Elisabeth Friedrich, der Lucie Valentin, die sich bloß noch eine mondänere Ausarbeitung anzugewöhnen hat, eine oder die andere, die sie zu ersetzen vermag. Denn auch die Operettenprimadonna oder ihr primo uomo hat seinen eigenen rigorosen Bannkreis, seine Persönlichkeitskostbarkeit, wie in der Oper —. Jetzt gibt man ein Lustspiel „Die Sache mit Lola" von Rud. Bernauer und Rud. Schanzer, das sich in Berlin die ersten Lorbeeren verdient hat. Und zwar jo riesige Lorbeeren, daß man, nach der Reklame der Berliner Theateragenten und -Konjunkturfreunde und der darauf folgenden entsprechenden Berühmtheit, natürlich auch die „Provinz" damit überflutete. Aber es wäre schon besser, man emanzipierte sich einmal von Berlin und seiner industrialisierenden Geschmacksherrschaft und versuchte es ganz unbedenklich, trotzdem man Provinz ist, ja ich möchte sagen, gerade weil man Provinz ist, das Repertoire selbst zu bestimmen. Stoff gibt es doch wahrlich genug. Und ich glaube, man würde gar nicht so schlecht dabei fahren. Direktor Lang vom Centraltheater ist, wie er schon bewiesen hat, ein sehr geschmackvoller Bühnenroutinier, der Sinn für Werte und Nuancen besitzt. Wir können es nicht verhindern, daß jede Kunst dem Geschäftsstandpunkt ausgesetzt ist, aber etwas Qualitätskompromisse lassen sich überall schon einschmuggeln. Denn diese „Sache mit Lola" ist — zunächst — wirklich nur ein „Sächsleinchen", wie es Pallenberg in Berlin so hübsch paraphrasiert hat, und dann auch eine sehr obszöne und täppische Sache, die mit den alten harmlosen Schwänken nur noch die Seifenblasentechnik und die Situations-absurditäten gemeinsam hat. Aber wenn man daraus Rückschlüsse auf Berlin zieht, das dieses Stück eine Zeit lang für äußerst epochemachend anzusehen bemüht war, so kommt man in peinliche Verwirrung und Autoritätszweifel.

Literatur.

E. Eberhardt, Absolute Treffsicherheit auf der Violine. Neue Methode. Adolf Fürstner, Berlin.

Diese schon vor einigen Jahren erschienene und allgemein anerkannte Sammlung von Uebungen dient der Erwerbung höchstmöglicher Sicherheit im Bogenwechsel. Im theoretischen Teil zeigt E. an der Hand photographischer Aufnahmen besonders zu achten ist. Eine häufig vernachlässigte Hauptvorschrift lehrt, daß der Bogenwechsel nicht von unsicheren Tastversuchen der Finger auszugehen hat, sondern von der Bewegung des Armes, auf Grund der Ausbildung des Muskelsinnes. Diese Art der Bewegung bereitet zugleich die richtige Ausführung des Vibratos vor. Die 72 Quartseiten füllenden Beispiele behandeln ungefähr alle vorkommenden Fälle von Intervallsprüngen, von der Terz bis zur Doppeloktav und darüber, einschließlich einer systematischen Darstellung des doppelgriffigen Spiels.

Dr. H. Kleemann.

Der Kleintierzüchter. Anleitung zur Haltung und Zucht von Ziegen, Kaninchen, Schafen und Schweinen. Von P. Mahlich. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. Mit zahlreichen Textabbildungen.

Wilhelm Bölsche als Humorist. Das einzige humoristische Romanwerk Bölsches, „Der Zauber des Königs Arpus", das noch seinem Jugendschaffen entstammt und lange Jahre nahezu verschollen war, erlebt jetzt in neuer Bearbeitung seine Auferstehung. Der Roman, den uns der Dichter gewissermaßen als nachträgliches Geschenk zu seinem 60. Geburtstag gibt, handelt von der Entdeckung des Bierkrautes in Germanien bei dem sagenhaften König Arpus, den zwei römische Ritter in seiner Wildnis besuchen und die sich in Zechereien und Abenteuern nicht genug tun können. In dem Werk, das soeben im Verlag von Carl Reißner in Dresden erscheint, sprudelt die übermütig-frohe Laune der Jugend, und zwar in der gereiften Form von Bölsches jetziger Künstlerschaft.

Norbert Jacques, Auf dem chinesischen Fluß. Reisebuch Mit 24 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Das chinesische Tagebuch von Norbert Jacques ist nicht bloß ein literarisch wertvoller Beitrag zu dem Bestande unserer Reisebeschreibung, sondern es hilft in ungemein lebendiger und anschaulicher Weise ein noch immer rätselhaftes Land und Volk erschließen. Die vor einiger Zeit unternommene Reise des Dichters maß 3000 Kilometer den Jangtse hinauf, und er gibt in seinem Berichte darüber gleichsam 3000 Kilometer Tatsächlichkeiten. Aus der Erkenntnis heraus, daß der Europäer mit Gedankenspekulationen der chinesischen Welt nicht beikommen kann, verzichtet er auf alles Theoretische und stellt zur Erlebtes, Erfahrenes, Gesehenes vor den Leser, — eine ungeheure Fülle natürlichen und kulturellen Daseins, bezwungen durch nichts anderes als durch die große Kunst einfacher und wahrer Darstellung. Kein vorlauter Führer stellt sich zwischen das Gemälde und dem Betrachter, und dieser wird, was er etwa aus chinesischen Quellenwerken der Kunst oder Philosophie weiß, nicht aufgehoben, sondern wunderbar bestätigt, verbunden und bereichert finden.

Julius Kühn: „Thüringer Stizzenbuch". E. Riemann'sche Hofbuchhandlung.

Der Zusammenschluß in der westdeutschen Großindustrie. Von Professor Friedrich Beckmann. Festrede zur dritten Stiftungsfeier der Universität. Köln 1921, Verlag Oskar Müller.

Der Hochverratsprozeß gegen Heinrich Brandler. 1921, Franckes Verlag, Leipzig-Berlin.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Dr. Ulrich[illegible]
Fernruf 457

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210719022/fragment/page=0002